

Verbotene Früchte.

Eine lustige Berliner Geschichte von Paul Blüh.

Ewald Bergemann war ein Glückskind, kaum fünfzigjährige Jahre alt und schon in der glücklichen Lage, von seinen Renten leben zu können.

Ein alter Onkel war rechtzeitig gestorben und hatte den lieben Neffen als Unversorger eingeseht. Dies begrüßte der junge Mann mit um so größerer Freude, als er an wirklicher Arbeit nie sonderlich großen Gefallen gefunden hatte.

Langsam schlenderte er heute durch die Linden, spähte nach rechts und links und geradeaus, ob es denn nirgendwo etwas gäbe, was in dem öden Alltagsleben eine interessante Wechselwirkung wäre.

Da plötzlich belamen seine müden Nerven einen Nud. Mit großen erschauerten Augen starrte er zu der Auslage eines Damenartikel-Warzes hin.

Eine Dame erblickte er dort, eine ganz entzückende Dame, schlief, schick, elegant, frisch und jung, mit naiven, freudbelebenden Augen.

„Donnerwetter!“ flüsterte er, „das ist wirklich mal etwas Neues!“

Im nächsten Augenblick stand auch er vor der Auslage und musterte mit Interesse die Hüte und Mäusen und Schirme. Dabei fand er noch Zeit und Gelegenheit genug, ein paar distretierte Seitenblicke nach der schönen Dame zu senden, die erkunden sollten, woß Mama und Herkunft die holde Unbekannte sei.

Aber all sein eifriges Bemühen war umsonst. Ohne ihn zu beachten, ging die Dame weiter.

Aber Herr Ewald Bergemann war nicht der Mann der blaffen Furcht — er wußte aus Erfahrung, daß die Geduld eine der schätzenswertesten Eigenschaften ist, und deshalb ging auch er weiter, natürlich unmittelbar hinter der Unbekannten her.

Raum hundert Schritt weiter war wieder ein eleganter Modebazar mit prunkvollen Auslagen, und wiederum machte hier die Dame Halt.

Herr Ewald natürlich auch. Und wieder begann er, die Schöne mit fragenden und bittenden Blicken zu bombardieren, aber wieder mußte er mit langer Nase abtroteln.

Zehn aber beschleunigte die Dame ihre Schritte, lief behend mit gräßlichem gehobenem Kopf über den Fahrdamm, sprang in einen der haltenden Pferdebahnwagen — und fuhr davon.

Und Herr Ewald lächelte wie ein moderner Philosoph, — er dachte: Du entachst mir nicht! nahm eine Droschke, infizierte den Kutscher und fuhr in entsprechender Entfernung hinter dem Pferdebahnwagen her.

Nach kaum einer Viertelstunde stieg die Dame aus und ging zu Fuß weiter.

Herr Ewald, in entsprechender Entfernung, that dasselbe und folgte der Unbekannten, bis sie in einem Hause der Kurfürstenstraße verschwand. Dann wartete er ein paar Minuten, ging zu dem Portier desselben Hauses und erkundigte sich nach dem Preis der leerstehenden ersten Etage. Und so ganz nebenbei fragte er dann: „Sagen Sie mir, bitte — die Dame, die hier eintrat, ist das nicht Fräulein Müller?“ Dabei legte er zugleich dem Portier ein Markstück hin.

Der Portier machte ein pfiffiges Gesicht, strich dankend die Mark ein und sagte: „Nein, das war Frau Brauwald, die wohnt in der zweiten Etage.“

„So, so — ich glaube in der Dame eine Bekannte zu erkennen“, sagte Ewald leichtsin.

„Na, ich weiß nicht, vielleicht ist sie 'ne geborene Müller“, lächelte der Alte — die Herrschaften sind nämlich erst ein halbes Jahr verheiratet.“

„So, so — danke, danke sehr!“ Er ging. Vorerst wußte er genug.

Diesem Hause gegenüber war eine Konditorei, und in dieser Konditorei sah Herr Ewald Bergemann am anderen Tage Vormittags um elf Uhr. Zuerst trank er einen Kognak, dann eine Tasse Bouillon, dann ein Glas Portwein und endlich noch einen Kognak. Inzwischen war es halb eins geworden, da plötzlich erschien in der Hausthür gegenüber Frau Brauwald, und amir wieder allein!

Eine Minute später war Herr Ewald hinter ihr, und zwar so nahe, daß er den Duft ihres distret seinen Parfüms riechen konnte. Er war so topflos, daß er sich gar keinen Plan machte, wie er nun vorgehen habe. Nur ein Gedanke verließ ihn nicht: Wasbald geht sie auch heute wieder allein aus? Für eine Ehe, die erst sechs Monate alt ist, könnte man dies als ein schlechtes Zeichen ansehen. Jedenfalls ist der Gatte ein bequemer, älterer Herr, oder er ist ein überreiziger Geschäftsmann, sonst würde er doch so ein entzückendes Weibchen nicht fortwährend allein herumlaufen lassen.

So grübelte er und folgte der schönen jungen Frau immer in einer kleinen Entfernung.

Sie ging in ein Geschäft und kaufte Delftseifen.

Einen Augenblick überleate er. Dann trat er auch in dasselbe Geschäft. Er kaufte alles Mögliche zusammen, ließ es sich zuschicken und hatte nicht

einmal Gelegenheit finden können, sich ihr bemerkbar zu machen. Ohne ihm einen Blick zu gönnen, ging sie wieder fort.

Schon war er nahe daran, die Geduld zu verlieren, als sie plötzlich in der vielen kleinen Pakete fallen ließ. Sofort war er bei ihr, hob das Paketchen auf, überreichte es ihr sehr artig und sagte: „Bitte, gnädige Frau!“

Nun sah sie ihn an, zuerst erstaunt, dann verwirrt, und schließlich sagte sie lächelnd: „Ich danke sehr.“

Vorher sie aber fortgehen konnte, sagte er schnell: „Ich fürchte, gnädige Frau, Sie werden gleich wieder eins der vielen Pakete verlieren.“

Lächelnd entgegnete sie: „Es war thöricht von mir, ich hätte es sollen zusammenpacken lassen.“ Dabei nestelte sie an den vielen Fäden der Pakete herum.

„Wenn Sie mir gestatten, gnädige Frau, dann trage ich Ihnen die Waaren.“

Sie wurde verlegen. „O, ich danke sehr, — aber ich kann ja auch einen Wagen nehmen.“ Und suchend sah sie sich um, aber es war keine leere Droschke zu sehen.

„Dann erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Sie zum nächsten Wagen geleite, gnädige Frau!“ Ehe sie noch etwas erwidern konnte, hatte er ihr schon die Pakete abgenommen und ging nun an ihrer Seite weiter.

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr“, sagte sie, immer noch ein wenig verlegen.

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, ich bin glücklich, Ihnen den kleinen Gefallen erweisen zu dürfen.“

So gingen sie weiter, ohne einen leeren Wagen finden zu können.

„Wenn Sie mir erlauben, gnädige Frau, dann trage ich Ihnen die Sachen bis zu Ihrer Wohnung, — es ist ja nur eine kleine Strecke weit.“

Erstaunt sah sie ihn an. „Sie wissen das?“

Er lächelte. „Durch einen Zufall, jama, — sogar Ihren Namen kenne ich.“

Fragend sah sie zu ihm auf. „Frau Brauwald“, sagte er lächelnd. Jetzt lachte sie ganz herzhalt und sagte dann: „Nein, mein Herr, Sie irren sich.“

„Aber ich weiß es ja ganz genau.“

„Wenn ich Ihnen aber versichere, daß Sie sich irren! Frau Brauwald wohnt zwar auch in demselben Hause, aber ich heiße anders.“

Jetzt plägte er heraus: „Aber, gnädige Frau, als Sie gestern Nachmittag ins Haus gingen, fragte ich unmittelbar darauf den Portier, wer Sie seien.“

Wieder lachte sie: „Den Portier fragten Sie?“

Nun ärgerte er sich, daß er aus der Rolle gefallen war, und, um die Scharte auszuweichen, sagte er: „Ich glaubte nämlich eine Bekannte von früher in Ihnen zu erkennen, deshalb fragte ich.“

Sie lachte noch immer: Da hat sich also der Portier geirrt, denn Frau Brauwald trat kurz vor mir ins Haus — mich dagegen hat der Portier überhaupt nicht eintreten lassen, denn ich habe einen Drücker, der mir die Thür öffnet.“

„So, so“, — sagte er nur. Bei sich aber dachte er: Uha, sie will unerkannt bleiben, — nun gut, wie sie will, — da werde ich mich vorerst auch nicht zu erkennen geben.

Ein paar Schritte gingen sie schweigend nebeneinander. Dann begann er wieder: „Der Frühling in Berlin ist doch herrlich, nicht wahr?“

„Lächelnd meinte sie: „Wenigstens drauhen im Thiergarten, — hier in den Straßen ist es doch fast unerträglich warm und dumpf.“

„Ganz recht! Aber im Thiergarten ist es herrlich! — Sie sind auch wohl eine fleißige Spaziergängerin?“

„Oh ja, soweit es meine freie Zeit gestattet.“

„Oh! Sind Sie denn so mit Arbeit überhäuft?“

„Nun, wenn auch das nicht, so hat man in der Wirtschaft doch genug zu thun.“

„Aber dann ist es doch unbedingt notwendig, daß Sie jeden Tag mindestens ein Stündchen im Freien sich erholen.“

„Das thue ich auch.“

„Ah! Und im Thiergarten?“

„Gewiß!“

„Sonderbar, daß ich Sie dort niemals getroffen habe. Welche Plätze besuchen Sie denn mit Vorliebe?“

Sie lächelte sehr fein und sagte zöhernd: „Zu nachdem, den Goldfischteich oder Floraplay, oder auch den Neuen See.“

„Kenne ich! Kenne ich alles genau! Nun, vielleicht fügt es der Zufall, daß ich Sie dort einmal wieder treffe. — Um welche Zeit sind Sie denn am liebsten dort, meine Gnädige?“

Und sie, mit demselben feinen ironischen Lächeln: „Nun, so um fünf Uhr meistens.“

„Also, wo darf ich Sie morgen treffen?“ fragte er ganz leise.

„Am Floraplay“, sagte sie ebenso leise und verschwand dann schnell im Hause.

Als er fortging, wollte es ihm scheinen, als mache der Portier ein äußerst erstauntes Gesicht, aber er achtete nicht weiter darauf, weil er mit seinen Gedanken schon bei dem zugesagten Rendezvous am Floraplay war.

Er hatte große Gala angelegt und war aufgeregt wie ein junger Primaner, der sein erstes Rendezvous hat. Mit großen Schritten ging er um den kleinen Platz herum, sah ängstlich, voll Erwartung, nach allen Seiten, ob er seine Holbe nicht erpähen konnte.

Aber es war bereits fünf Uhr durch; es wurde später und später, und die Erwartete kam noch immer nicht.

Plötzlich tönte eine Stimme: „Guten Tag, Herr Bergemann!“

Ewald sah sich um. Vor ihm stand der Oberkellner aus seinem Clublokal.

„Na, Kleine, was machen Sie denn hier?“ fragte Ewald mit gnädigem Lächeln.

Der Oberkellner nahm eine stramme Haltung ein und antwortete: „Ich erwarte hier jemand, Herr Bergemann.“

„Sieh' doch einer an! Also ein Techtel-Mechtel?“

„Nein, Herr Bergemann, ich erwarte einen Herrn.“

„So? Na, dann will ich Ihnen mal etwas sagen, mein lieber Kleine, — nun thun Sie mir mal den Gefallen und verbusten Sie recht schnell, — ich erwarte hier nämlich auch jemand — aber keinen Herrn.“

Der Oberkellner judte verlegen die Schultern und sagte: „Ich bedaure außerordentlich, Herr Bergemann, aber leider kann ich Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

„Aber, Menschenkind! Ihren Freund können Sie doch auch an jeder anderen Stelle treffen“, rief Ewald empört.

„Es ist ja gar nicht mein Freund!“

„Na umomehr!“

„Ein ganz fremder Mensch ist es, dem ich aber eine gehörige Lektion erteilen will.“ Er suchte wütend mit seinem viden Knüttel herum.

„Wie? Kleine, Sie wollen hier eine Keilerei inszenieren?“

„Ach muß, Herr Bergemann! Der Kerl verdient eine exemplarische Strafe!“

„Aber weshalb denn gerade hier?“

„Nun, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Herr Bergemann. Da läuft so ein verdammter Lasse seit ein paar Tagen meiner Frau nach, belästigt sie in ganz frecher Weise und hat sie für heute fünf Uhr hier zu einem Rendezvous herbestellt.“

Herr Ewald Bergemann versuchte zu lächeln, aber es wurde ihm doch ein wenig unbehaglich, als er den viden Knüttel ansah; dann nahm er sich zusammen und fragte: „Na, aber kennen Sie denn den Mann überhaupt?“

„Nur nach der Beschreibung, um halb sechs Uhr aber kommt meine Braut hierher, und dann werden wir ihn schon finden.“

„Ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie verlobt sind, lieber Kleine, Wer ist denn Ihr Fräulein Braut?“

Der Oberkellner lächelte. „Eine sehr elegante Person! Augenblicklich ist sie die Wirtin bei der Battonin v. Reichenstein in der Kurfürstenstraße.“

„In der Kurfürstenstraße?“ flötete Ewald.

Der andere nickte.

„Und wenn man meine Braut auf der Straße sieht, kann man sie wohl für eine feine Dame halten, denn sie bekommt fast alle die eleganten Kleider ihrer Herrin geschenkt, und sie weiß sie mit so viel Schick zu tragen, als ob sie ihr Leben lang auf dem Parkett gewandelt wäre.“

Herr Ewald Bergemann wurde es immer unbehaglicher.

„Sehr interessant!“ flötete er.

„Na, denken Sie nur“, sprach lächelnd der Oberkellner weiter, „der Elegant von gestern hat meine Braut sicher für eine Dame der Gesellschaft gehalten, denn er rebete sie mit ‚Frau Brauwald‘ und ‚gnädige Frau‘ an.“

„Was Sie sahen!“ — Mehr brachte Herr Ewald nicht heraus, denn er gedachte des Knüttels.

Nun war der andere die Uhr. „Na, in fünf Minuten wird meine Braut ja kommen, da können wir uns den Laffen hier herausfuchen.“

„So, so, dann will ich Sie dabei nicht weiter stören. Adieu, lieber Kleine!“ Und mit schnellen Schritten verschwand Herr Ewald Bergemann.

Nach an demselben Tage verreise er, und als er dann drei Wochen später zurückkam, trug er einen Vollbart, der seinem Gesicht ein ganz anderes Aussehen gab, sodas selbst seine besten Freunde ihn kaum wieder erkannt hätten.

Umgekehrt.

„Wenn ich ein neues Kleid brauche, setze ich meinen Willen bei meinem Mann immer durch; kann ich mit Weinträmpfen nichts erreichen, dann falle ich in Ohnmacht.“

„O Du Glückliche! Wenn ich ein neues Kleid haben will, fällt mein Mann in Ohnmacht.“

Ein spekulatives Genie.

„Warum nennen Sie denn so, Mutter Lehmann?“

„Ich höre, die Kohlen wer'n theier; ich werke meine uff'n Markt.“

Karl's Erscheinung.

Eine seltsame Geschichte von Gustav Sockeitzer.

In dem Extrazimmer eines fashionablesten Hotels saßen fünf Herren in Uniform. Vier davon Gardeleutnants aus Potsdam und der Fünfte ein Potsdamer Stabsarzt.

Die Gesellschaft wollte heute gar nicht so recht munter werden. Es fehlte nicht an Scherzworten, die hin und her flogen, aber der Ton, in dem sie gesprochen wurden, war nicht der, der sonst in diesem gemütlichen Kreis immer zu herrschen pflegte. Es lag etwas Düsteres, Schwermütiges über der kleinen Gesellschaft.

Nachdem alle Abteilungen nicht recht verstanden wollten, fing schließlich Egon von Weißlein, der Aufseher von den Herren, damit an, auf das Thema einzugehen, an das alle fünf dachten, wenn sie auch nur von anderem gesprochen hätten:

„Also heute Nacht um zwölf Uhr will er dir erscheinen.“

„Ach doch das Spottien!“

„Ach spottie nicht! Es bist ja doch nichts, wenn wir nicht davon reden; wir denken ja doch alle nur daran und an nichts anderes. Versuchte Geschichte. Natürlich, ich glaube ja auch nicht daran. Aber er war doch immer ein so forreter und gewissenhafter Mensch, und wenn er dir das nun bestimmt versprochen hat —!“

„Ach was!“ faate der Jüngste aus der Gesellschaft, „die Todten sind tobt, deshalb brauchen wir unseren Pommer nicht mit solcher Leidenbittermiene herunterzuschürfen. Wer mal da drüben ist, der kommt nicht mehr wieder. Und wenn er je einmal testamentarisch das Versprechen hinterlassen hat, am Jahrestag seines Todes seinem lieben Better Nachts um zwölf Uhr als Geschenk zu erscheinen. — Aber da steht ihr, wohin das ewige Streiten führt. Siebt du, lieber Stabsarzt, ich hab's auch beiden hundertmal gesagt, ihr sollt euch nicht immer über solche Dummheiten in den Haaren liegen. Wie oft hat dein lieber Better Karl, als er noch lebte, seine Theorie von der Unsterblichkeit der Seelen vorfunden, wie oft hat du vierstündige Kampfen gegen diese Theorie gehalten, und wie oft habe ich euch dann auseinanderreißen müssen, als ob ihr ein paar Hirse gewesen wäret. Da siehst du es nun: Das hast du nun von deinem ewigen Streiten! Nun hat dir der theure Verbliebene in seinem Testament die Antünbigung hinterlassen, daß er dir, wenn sein Sterbetag sich zum ersten Male fährt, zur Mitternachtsstunde erscheinen will. Na — und wenn nun auch von uns allen keiner im eiferneften daran glaubt, daß dir heute Nacht die Ehre dieses Besuches zu Teil werden wird... Es ist doch eine unangenehme Geschichte. Und nun sitzen wir hier alle und würden uns ganz verflucht freuen, wenn es erst vierundzwanzig Stunden später wäre.“

„Kameraden!“ meinte Egon, „ich hätte da einen ganz vernünftigen Vorschlag: Stimmung kommt heute doch keine! Also fahren wir schon nach Hause! Um 10 Uhr 30 fährt der nächste Zug nach Potsdam, den können wir gerade noch erreichen, also Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“

Auch während der Fahrt nach Potsdam wollte keine bessere Stimmung in den kleinen Kreis einziehen. Unheimlich schallte das Echo der Schritte, als die Herren durch die stillen Straßen der kleinen Residenz zogen. Wenn einer an der Gde angelangt war, wo er nach seinem Hause abbiegen mußte, trennte er sich mit dem mißlungenen Versuche eines harmlosen Scherzes. Schließlich war der Stabsarzt in seiner Junggesellenwohnung mütterlethalen.

Es war dreiviertel Zwöf. Klar und deutlich schallten eben die drei Schläge von der nahen Thurmuhr.

Der Stabsarzt wirkte sich in den breiten Clubstiel aus braunem Saffianleder und schaut melancholisch auf die Wiesen seiner Uniformhose herab. Dazu hat man also zehn Semester auf der Universität, auf der Anatomie und in der Klinik herumstudirt, daß man schließlich vor seinem eigenen Better Angst hat! Angst? Zum Donnerwetter — ja! Er l i ch muß der Mensch doch gegen sich selbst sein! Und so schlecht es sich auch einem tadellich deutschen, königlich preußischen Kriegerherzen geizmt, — die Angst war da. Und dabei mußte er sich eingestehen, daß er sich noch nie in seinem Leben so dumm vorgekommen war, wie heute. Er wußte doch ganz genau: er befand sich hier in seiner Wohnung, er hatte die Thür eigenhändig verschlossen und verriegelt, kein Mensch konnte da eindringen, gleichviel ob tobt oder lebendig! Und der Wüßhahn, überhaupt über so etwas nachzudenken. Er hatte doch genug mit Leichen herumgewirtschaftet, als er noch auf der Anatomie war, um zu wissen, daß die Todten wirklich tobt sind. Und dennoch — Die gräßliche Angst war da, und sie ließ sich durch nichts, durch seine Vernunftgründe bannen.

Was hatte ihm denn sein ganzes Studium gelehrt? Schließlich doch nur das eine, daß wir Menschen, je mehr wir an Wissen eringen, nur

um so schärfer zu der Erkenntnis gelangen, daß wir nichts wissen. Nun gut, wenn er also nichts wußte, dann konnte ja der andere, mit dem er sich so oft darüber gestritten hatte, Recht haben! Dann giebt es vielleicht ein Fortleben nach dem Tode. Und wenn es das giebt, warum soll nicht ein Todter für eine Nacht zurückkehren können?

Ach was! Zwanzig Jahre lang war man darüber mit sich einig, daß von drüben keiner zurückkommt. Und nun soll man heute auf einmal, einem dummen Einfall eines verstorbenen Betters zuliebe, seine ganzen Lebensanschauungen umtrempeln? Fällt uns ja gar nicht ein! Nein! Und nochmals nein! Er kommt nicht wieder. Und damit basta!

So! Und jetzt den Rod an den Nagel und hüßlich ins Bett gelegt. Sofort einschlafen, wenn ich bitten darf.

Ja, wer das könnte! Zu dumm! Zu dumm! Immer nur der eine Gedanke: „Und wenn er nun doch wiedertömmt?“

Vom Thurm drüben schlägt es Zwöf.

Nun gut, also muß es sich jetzt entscheiden.

Banges Lauschen. Nichts rührt sich. Unheimliche Stille. Er sitzt halb aufrecht im Bett; wenn er sich ein ganz klein wenig bewegt, knistert und knarrt die Bettfedle. Aber sonst kein Geräusch. Nichts. Garnichts.

Da — plötzlich dreimaliges, langsame, deutliches Pochen an der Thür.

Zum Rudel! Nein! Das kann ja nicht sein! Aufstische Täufchung! Nervosität! Auf's Ohr legen und einschlafen, dummer Kerl.

Ein paar Sekunden — dann klopf es wieder laut und deutlich drei Mal an die Thür.

Hölle und Teufel! Ob das wirklich Karl ist? Ach was! — Wüßhahn, Hallucination! Einschlafen, einschlafen!

Nichts regt sich. Dann wieder lautes deutliches Pochen, drei Mal genau wie vorher.

Also jetzt hast alles nichts! Muth gefaßt, aus dem Bett heraus und nachsehen, was das ist! Schließlich ist es vielleicht ein ganz einfacher lebendiger Mensch...

Kurz und gut, Muth gefaßt. Den Säbel aus der Scheide, das Licht in die andere Hand, so! Und jetzt zur Thür!

„In aller Heiligen Namen — wer ist da?“

Und von drauhen tönt es klar und deutlich:

„Karl!“

Um des Himmels willen, das kann ja nicht sein, das darf nicht sein! Noch einmal: „Wer ist es, der mich ruft?“

Und wieder drauhen nur das eine Wort:

„Karl!“

Das Licht zittert in der Linken, der Säbel zittert in der Rechten, aber schließlich dreht sich der Schlüssel, der Riegel knirscht, die Thür ist offen.

„Wenn du es denn wirklich bist, Karl, so tritt ein!“

Drauhen auf dem Korridor ist es stockfinstler. Die Kerze in der Hand des Stabsarztes wirft nur einen schwachen Sein in den Korridor hinaus. Die Umrisse einer großen schlanken Männergestalt werden sichtbar, und sie trägt die Uniform des Potsdamer Regiments, bei dem Karl stand, als er noch lebte.

Die Gestalt bleibt wie angeburzelt drauhen stehen. Bis der Stabsarzt sie anruft:

„Tritt herein, Karl! Was willst du von mir?“

Die Gestalt tritt in den Lichtkreis der Kerze.

Die Gestalt legt militärisch stramm ihre beiden Zeigefinger an die Hosentasche.

Die Gestalt melbet in streng vorchriftsmäßigem Tone:

„Bursche Karl vom Herrn Major aus der oberen Etage. Schöne Empfehlung vom Herrn Major, die gnädige Frau Majorin wären nicht recht wohl und der Herr Major wären dem Herrn Stabsarzt sehr dankbar, wenn Herr Stabsarzt sich gütigst sofort nach der oberen Etage beschließen wollten.“

Der brave Bursche Sebastian Karl aus Neutomisch hat es bis heute noch nicht begreifen können, warum ihm der Stabsarzt damals in der Nacht zum Dank für die Störung einen vollen Thaler Trintgeld gegeben hat.

Wüßhändnis.

Oberleutnant (der bei einem Bauern einquartiert ist, zur Magd, die das Essen bringt): „Hast Du denn auch schon einen Schatz?“

Magd: „Ja! ... Du wärs mir auch viel zu sein!“

Vertraulich.

Dame: „Diese Gesellschaften sind doch eigentlich schredlich. Immer derselbe Lachs, dieselbe Pute...“

Die Nationalhymnen.

Der Pariser „Gil Blas“ veröffentlicht anlässlich des französischen Nationalfestes folgende kleine Studie über Nationalhymnen: Nationalhymnen, die den Herrscher feiern, giebt es in England, Desterreich, Dänemark, Portugal, Preußen, Rußland, Schweden. Nationalhymnen, die die Nation feiern, besitzen: die Vereinigten Staaten, Holland, Ungarn, Norwegen. Eine dritte Klasse ist die der Nationalhymnen revolutionären Ursprungs; dazu gehören vor allem die „Marsellaise“ (Frankreich), die „Brabanconne“ (Belgien) und das „God save Ireland“. Die Nationalhymnen sind verhältnismäßig modern; es ist fast keine älter als 100 oder 150 Jahre. Die Verfasser von Hymnen sind gewöhnlich große Unbekante, abgesehen von Rouget de Lisle, dem Verfasser der „Marsellaise“, und von Björnstjerne Björnson, dem Verfasser der norwegischen Hymne („Ja, wir lieben dieses Land“). Die einzige Hymne, deren Musit das Werk eines großen Komponisten ist, ist die von Haydn komponierte österreichische Hymne. Besondere Erwähnung verdient noch die portugiesische Hymne, weil ihr Autor ein Kaiser, Don Pedro I. von Brasilien, war.

Streng logisch.

Mohr: „Ich möchte hier auch ein Bad nehmen.“

Badeaufseher: „Das lassen Sie lieber gut sein, denn entweder wirb's Bassin schwarz, und dann schadet's uns, oder es wird nicht schwarz und dann hilft's Ihnen nichts.“

Offenherzig.

„Ich bin ja mit Ihrem Antrag einverstanden, aber die Rosa ist noch jung... könnten Sie nicht noch ein Jahr warten mit der Vermählung?“

„Ich könnt' ja warten, aber meine Gläubiger nicht.“

Zu arg.

„Lump! mein Sohn wirklich so arg?“

Wirthin: „Ich sag' Ihnen, Herr Rath, der kann gar nicht früher einschlafen, als bis ihn der Hahn in den Schlaf trägt!“

Retir als verlangt.

„Sie denken doch noch daran, daß ich Ihnen unlängst hundert Mark geliehen?“

„Und ob ich daran denke! Ich den! sogar schon an die nächsten hundert!“

Ein Unzufriedener.

Bauer: „Dös is scho saudumm, daß ma' immer erst noch an Grund zu oaner Kauferei such'n muß!“

Befürchtige Auffassung.

„Merkwürdige Begriffsverwirrung! Das nennt sich nun eine Wohlthätigkeit = Lotterie und dabei ist der Hauptgewinn... ein Klavier!“

Bei der Berücksichtigungsgesellschaft.

Herr Heymann: „Ich möchte den Direktor sprechen, um meine Diamanten zu versichern.“

Lehrling: „Glasversicherung, lehte Thüre rechts.“

Amulet der gleiche.

Pantoffelheld (beim Festmah): „Ich trinke auf das Wohl...“

Gattin (unterbrechend): „Halt, schütt! Dir zuerst Wasser in den Wein!“

Dann allerdings.

Richter: „Wie konnten Sie nur so herunterkommen?“

Landstreicher: „Ganz einfach, Herr Richter, weil ich ein stollenloser Lustschiffer bin.“

Bei der Soiree.

„Ist denn das Reiten unter Ganzmilben wirklich so gefährlich, Mister Fowler?“

„Oh, Dir, mit einem Fuße steht man immer im Kessel.“

Erklärt.

„Der Inspektor sieht schlecht aus; der Tod seiner Frau scheint ihm doch sehr nahe gegangen zu sein!“